

„Nicht mehr lernen, als ohne Gefährdung der Eigenständigkeit möglich ist“.

Die Freundschaft von Martin Walser und Ruth Klüger während
des Regensburger Studiums und ihr späteres Scheitern

Von Erich Garhammer

Eine wenig bekannte Phase im Leben von Martin Walser ist seine Studienzeit in Regensburg. Er studierte ab 1946 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Regensburg. Dafür bekam er ein Stipendium des Landkreises Lindau in Höhe von 1.500 Mark und zwar für das ganze Studium, rückzahlbar, wenn er einmal etwas verdienen sollte. Walser hatte in Lindau das Abitur abgelegt. Den Abituraufsatz schrieb er zum Thema „Die Kunst ist nicht das Brot, wohl aber der Wein des Lebens“ – ein Satz von Jean Paul. Walser startete allerdings den Aufsatz mehr mit Schiller als mit Jean Paul: „Nach dem grauen stauberfüllten Alltag, der mit seinen hundert Widerwärtigkeiten das Leben müde hetzen will, tut sich in uns ein Schauen auf, ein Durst nach etwas Höherem, nach einem Quell, daraus wir die Wahrheit im Kleide der Schönheit trinken können, und dieser Quell, aus dem uns der Wein des Lebens sickert, ist die Kunst.“¹ Hier klingen schon Motive an, die bei Walser immer wieder auftauchen werden: „Schreiben heißt die Welt schöner machen“. Zugleich findet sich darin auch eine Distanzierung vom elterlichen Kohlengeschäft, dem Walser nicht sein Leben verschreiben wollte. Vielmehr spürte er die Lust zu lernen, zu lesen und zu studieren. So suchte er nach einer Studienzulassung. Den Studienplatz in Freiburg, den er angeboten bekam, lehnte er ab, weil er dort als Aufnahmebedingung sechs Wochen Aufbauarbeit mit Steineklopfen hätte erbringen müssen, eine Arbeit, von der er sich gerade durch das Studium verabschieden wollte. So wählte er als seinen Studienort die Philosophisch-Theologische Hochschule in Regensburg. Im Wintersemester 1946 immatrikulierte er sich dort. Laut Studienbuch besuchte Walser Seminare über die Geschichte Bayerns im 19. Jahrhundert, über die Geschichte der Oberpfalz und über Ortsnamenforschung.

Sein Hauptinteresse allerdings galt der Sprache. In der Bibliothek entdeckte er eine indogermanische Grammatik, die er von vorne bis hinten abschrieb, insgesamt 600 Seiten. Damit begann für ihn damals wohl noch nicht intendiert der Weg in die Sprache und mit der Sprache. Es waren die handwerklichen Lehr- und Gesellenjahre eines Spracharbeiters, der sich mit der aktuellen Bedeutung der Wörter nicht begnügen wollte. Der Wörterbaum im Roman „Ein springender Brunnen“ ist eine Metapher für solche Sprachexkursionen und -expeditionen.

¹ Vgl. dazu Jörg MAGENAU, Martin Walser. Eine Biografie, Reinbek bei Hamburg 2005, S. 45. Zu Walser und Regensburg vgl. S. 47–53.

Die Ver-gegnung mit Ruth Klüger in Regensburg

Regensburg sollte für Walser aber auch noch auf andere Weise bedeutsam werden. Die Mitstudierenden waren hauptsächlich Veteranen, die für Erstsemester alle viel zu alt waren. Aber auch einige Mädchen studierten dort, u. a. Ruth Klüger. Sie schrieb sich zum Sommersemester 1947 ein und belegte Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, Weltgeschichte zu Beginn der Neuzeit sowie Logik und Erkenntnistheorie. Ruth Klüger, die 1931 in Wien geboren wurde, war im Sommer 1947 gerade mal 15 Jahre alt. Sie hatte vier Jahre KZ hinter sich: Theresienstadt, Auschwitz und Groß-Rosen; kurz vor Kriegsende gelang die Flucht und dann folgte das Notabitur in Straubing. „Dass ich es schaffte und dass ich überhaupt zugelassen wurde, habe ich bestimmt nicht meinen Talenten zu verdanken gehabt, obwohl ich mir Mühe gab, sondern meiner Mutter und ihrer Verbindung mit den Besatzungsmächten ... Ich habe mir auf dieses dubiose Abitur ohne vorhergehenden Schulbesuch nie etwas eingebildet; doch die paarmal, als es mir nützlich war, habe ich es ohne Bedenken eingesetzt.“²

In ihrer Autobiographie beschreibt Klüger auch die Zeit des Studiums in Regensburg: „Die Fragen die mich zwangsläufig beschäftigten, waren nicht ein Teil der Philosophie, die da gelesen wurde. Ich saß als Fünfzehnjährige in einem Hörsaal mit älteren Studenten, darunter viele Veteranen und einige Juden, und fühlte mich unbehaglich, weil ich so wenig verstand, und auch weil ich die Jüngste, und noch dazu Jüdin, war. Die Dozenten waren fast ausschließlich katholische Geistliche und es war ja unvermeidlich, dass man sich fragte, wie diese Herren uns noch vor zwei Jahren behandelt hätten.“³

Sie wurde das Gefühl nicht los, als hätte sie sich eingeschlichen in eine andere, in eine geschlossene Welt und als sei sie da nur geduldet. Sie spürte den weiter grassierenden Nationalismus, einen latenten Antisemitismus, der zwar nicht mehr die eliminatorische Macht hatte, aber doch noch unverkennbar war. Wenn sie eine Frage stellte, wurde sie nicht ernst genommen, weil ihre Sprache nicht in das akademische Umfeld passte. Klüger fiel auf, dass auch im heutigen Deutsch jüdische Ausdrücke eher für negative Phänomene im Gebrauch sind – etwa Reibach für Profit oder Ganoven für Diebe oder Chuzpe für Unverfrorenheit. Dagegen fehlten die positiven Wörter aus dem Jiddischen, etwa Naches für Freude, Broche für Segen oder Mitzwe für gute Tat.

Insgesamt langweilte sie sich in den Vorlesungen, sie vermochte den scholastischen, aber auch den systematisch-philosophischen Diskursen und Denkwegen nichts abzugewinnen. Die Vorlesungen vermittelten kein philosophisches Handwerkzeug, sondern arbeiteten mit Abstrakta und den ewigen Gesetzen einer erhabenen Disziplin. Deshalb schrieb sie sich auch selten etwas auf und wenn, dann nestelte sie später an diesem Papier und zerriss sie es in Stücke. Hier kam ihr ein gewisser Christoph, gemeint ist damit Martin Walser, zu Hilfe. Er machte sie darauf aufmerksam, dass ihr Verhalten bei den Professoren einen denkbar schlechten Ein-

² Ruth KLÜGER, weiter leben. Eine Jugend, München 1994, S. 207. Vgl. dazu auch Norbert E. SCHMID, Ruth Klüger-„weiter leben“ in Regensburg, in: Regensburger Almanach 30 (1998) S. 53–56.

³ KLÜGER, weiter leben (wie Anm. 2) S. 210. Zum Lehrkörper der Philosophisch-Theologischen Hochschule vgl. August LAUMER, Heinz Fleckenstein (1907–1995). Pastoral- und Moraltheologie in Regensburg und Würzburg, Würzburg 2005, S. 86–92.

druck machen würde. „Dabei waren wir über einen Bleistift ins Gespräch geraten. Es war in der Geschichtsvorlesung, der einzigen, die mir Spaß machte. Der Dozent, Professor E., war kein bayerischer Geistlicher, sondern ein Flüchtling aus Breslau. Der hatte nicht alle Antworten parat, sondern stellte Fragen, z. B. zum Ausgang des Bauernkriegs und zu Erasmus' Verhalten in der Reformation. Ich wollte mir etwas notieren, da zerbrach mein Bleistift – Nachkriegsware! Von der hinteren Reihe schob mir jemand einen metallenen Stift zu. Da war ein Student, der mir schon aufgefallen war, denn anders als die anderen kam er mit Jacke und Krawatte in den Hörsaal und sah sich jedes Mal hochmütig um, bevor er Platz nahm.“⁴

Verliebtheit in Christoph streitet Ruth Klüger ab, außer wenn man darunter so etwas wie eine Form von Faszination verstehen wolle. Man siezte sich damals noch unter den Studierenden, heute etwas Undenkbares. „Was mir am meisten imponierte und mich gleichzeitig irritierte, war, dass der seine Identität hatte. Der war beheimatet in Deutschland, verwurzelt in einer bestimmten deutschen Landschaft und wurde für mich der Inbegriff des Deutschen. Der wusste, wo und wer er war. Auch heute noch. Großzügig, liebenswürdig zieht er aus, die Fremde zu erobern, und dabei will er nicht mehr von ihr lernen, als ohne Gefährdung der Eigenständigkeit zu machen ist. Aber ist lernen ohne eine solche Gefährdung richtiges Lernen?“⁵

Für Walser sind Kontakte, so Ruth Klüger, Selbstbestätigungsexerzitionen, kein sich in Frage stellen. Walser versorgte Klüger mit Büchern. Zunächst mit Gedichten von Stefan George, dann kam er mit Kafkas Erzählungen, damals noch ein absoluter Geheimtipp. In einem der Bücher fand Klüger folgendes Gedicht:

„Sie kam wie die Sonne ihres Landes
Und schenkte meinem Dämmer einen Tag.
Ich sah nicht nach dem Saum ihres Gewandes,
Auf dem von vielen Fahrten Fremdes lag.“⁶

Dieses Gedicht las Ruth Klüger nicht als eine Liebeserklärung, sondern ganz anders: als Bestätigung des Abstandes der beiden, geradezu das Gegenteil einer Annäherung. Eine Bündelung von Klischees, die sich darin für sie fand: der ewige Jude, der auf Wanderschaft ist, hier ausgedrückt mit dem Wort „Fahrten“. Sie geht wie eine Sonne auf, kommt aus dem Orient, bringt Licht in die Dämmerung des Abendlandes, doch dann sieht er weg, ist gar nicht interessiert an den Erfahrungen der Fremde: „Eigentlich hätte ich ihm gerne etwas über meine vielen Fahrten erzählt und seine Äußerungen dazu gehört.“⁷ Doch sie merkte, dass er an solchen Stoffen keinen Bedarf hatte. Es war also mehr eine Ver-gegnung – wie Martin Buber es nennen würde – als eine Be-gegnung. Sie fragte in den Vorlesungen interessiert etwa nach Luthers Antisemitismus: „Ein Dilemma für mich, weil der Protestantismus doch aufgeklärt war, im Vergleich zum Katholizismus, und weil ein protestantischer Pfarrer uns auf der Flucht geholfen hatte, und weil der junge Luther ein genuiner Tatmensch auch Held unter den Dichtern und Schreibern war, wieso dann die jüdenfeindlichen Tiraden seiner späteren Jahre? Wie war es einzuordnen? Christoph hielt das Thema eher für läppisch. Darauf behauptete ich verärgert, dass trotz

⁴ EBD., S. 212. Der erwähnte Dozent ist Prof. Anton Ernstberger.

⁵ EBD., S. 214.

⁶ EBD., S. 214.

⁷ EBD.

Beteuerungen des Gegenteils ein Antisemit auch in ihm stecke. Das hat er sich lange gemerkt und er wehrte sich dagegen, er habe doch ein starkes Interesse an jüdischem Geistesleben. Ob ich ihm nicht etwas über die Kabbala sagen könne? Da war ich überfragt.“⁸ Hier fällt das erste Mal das Wort „Antisemit“ für Martin Walser.

Die Literaturwissenschaftlerin Susanne Klingenstein deutet noch eine zweite und andere Möglichkeit an, dieses Gedicht zu lesen, nämlich als Präfiguration eines Hauptklischees in Walsers Werk, „die Ave, Stella-Maris-Konstellation“, das Hinaufschauen zur unerreichbaren Frau in Gestalt von Maria: Der Dichter der Zeilen schaut weit hinauf. Er gibt die Wahrnehmung der Welt zugunsten einer Sehnsucht nach Erlösung auf.⁹

Der Bruch mit Ruth Klüger

Die Reflexion über die Begegnung mit Martin Walser macht Ruth Klüger im Nachhinein deutlich, dass er doch nicht nach dem Saum ihres Gewandes sah. Er behauptete nämlich, der Judenhass sei nur ein Fremdenhass gewesen, wie er allen Menschen natürlich sei. Sie war auch enttäuscht, dass er seine Äußerungen zu Auschwitz bei der Friedenspreisrede des deutschen Buchhandels in der Paulskirche machte, ohne sie informiert oder gar einbezogen zu haben.

Sie stand nämlich auch später mit Walser in Briefkontakt und hatte ihn gefragt, ob sie das Buch „weiter leben“ veröffentlichen sollte. Martin Walser reagierte äußerst positiv und schrieb ihr: „Aber wie hast du bloß diese innerste Wiener Sprache so (entschuldige) rein bewahrt.“¹⁰

Die Freundschaft der beiden endete mit Martin Walsers Buch „Tod eines Kritikers“. In diesem Buch geht es um einen fiktiven Mord an einem jüdischen Kritiker André Ehl-König alias Marcel Reich-Ranicki. Das Buch schlug hohe Wellen. Frank Schirmacher, der Chefredakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung verweigerte den Vorabdruck in seiner Zeitung. In einem offenen Brief an Martin Walser schrieb er: „Ihr Roman ist eine Exekution. Eine Abrechnung – lassen wir das Versteckspiel mit den fiktiven Namen gleich von Anfang an beiseite! – mit Marcel Reich-Ranicki. Es geht um die Ermordung des Starkritikers.“ Und er beendete den Brief so: „Sie, lieber Herr Walser, haben oft genug gesagt, Sie wollten sich befreit fühlen. Ich glaube heute: Ihre Freiheit ist unsere Niederlage.“¹¹

In ihren Erinnerungen „unterwegs verloren“ nimmt auch Ruth Klüger auf dieses Buch Bezug und beschreibt noch einmal den Charakter ihrer Freundschaft zu Martin Walser: „Die Freundschaft, deren Ende mir am schwersten im Magen liegt, ist die mit Martin Walser. Ich habe über diese immer etwas heikle Beziehung in „weiter leben“ ausführlich geschrieben; dort taucht Martin unter dem Namen Christoph auf. Er hat sich sofort zu dieser Figur bekannt.

Hier habe ich seine Unterstützung deshalb so ausführlich dargestellt und seine Worte über meine Arbeit zitiert, um das Dilemma ins Licht zu rücken. Denn gerade als ich meinte, Deutschland näher gekommen zu sein und ein neues Verhältnis zu dem Land zu haben, das doch unauslöschliche Spuren bei mir hinterlassen hat,

⁸ EBD., S. 215.

⁹ Vgl. dazu Susanne KLINGENSTEIN, *Wege mit Martin Walser. Zauber und Wirklichkeit eines Schriftstellers*, Frankfurt a. M. 2016, S. 97f.

¹⁰ Ruth KLÜGER, *Unterwegs verloren. Erinnerungen*, München 2010, S. 158.

¹¹ Vgl. dazu Frank SCHIRRMACHER (Hg.), *Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation*, Frankfurt a. M. 1999.

da ging die älteste Beziehung, die ich dort hatte, den Bach hinunter, und zwar rettungslos und auf immer. Walser stand oft im Kreuzfeuer, und ich habe oft auf der anderen Seite gestanden, nur waren meine Ansichten damals unwichtig und privat. Es gab den Historikerstreit, eine Kontroverse mit Jurek Becker, später die berühmterbüchigte Friedenspreisrede in der Paulskirche und etliches mehr. Nachdem ich selber bekannt geworden war, wurde ich öfters um meine Meinung gefragt – und hielt den Mund. Er war, dachte ich, in innerdeutsche Streitereien verwickelt, die mich nichts angingen, wenn ich mir auch Gedanken darüber machte, die für ihn nicht schmeichelhaft waren. Aber dann kam ein Buch aus seiner Feder (wörtlich: er schreibt ja nach wie vor sehr schön und altmodisch mit der Hand), das mich entsetzte. Und es ging um mein Thema: Ich hatte mehrmals über jüdische Gestalten in der deutschen Literatur vorgetragen und veröffentlicht, ich verstand etwas davon. Zuvor dachte ich immer: Der Martin ist halt ein Verdrängungskünstler, einer, der nicht zuhört, wenn man ihm widerspricht, sondern nur, wenn man etwas sagt, das er verarbeiten kann. Aber auch das stimmt nicht ganz, und deshalb habe ich ihn der Fairness halber in extenso zitiert. Das Buch, zu dem ich dann öffentlich Stellung nahm – wie ich meinte, nehmen mußte –, war der Roman „Tod eines Kritikers“. Ich schrieb für die *Frankfurter Rundschau* eine Rezension in Form eines offenen Briefes, weiß noch, wie ich zumindest eine halbe Stunde lang die Mailadresse mit zitternden Fingern falsch in den Computer tippte, sogar bei der Zeitung anrief und eine neue Adresse verlangte, und jeden Augenblick genau wußte, ich werde nie wieder an einem Tisch mit meinem alten Freund Martin und seiner Frau Käthe sitzen. Denn sogar wenn er mir diese Rezension verzeiht, was nicht anzunehmen ist, so verzeihe ich ihm dieses Buch nie. Und gleichzeitig denke ich daran, wie Martin einmal in Philadelphia war, als ich dort gerade in der Klinik lag, wegen einer Herzinfektion von Princeton dorthin verfrachtet; als er das hörte, ließ er seine anderen Verpflichtungen sausen und kam mich besuchen. Und ich erinnere mich, was für eine Freude ich über diesen Besuch empfand, einschließlich seiner geringschätzigen Bemerkungen über die Ausstattung des Spitalzimmers, als hätte ich unbedingt was Besseres verdient. Das alles ist aus. Ging unterwegs verloren.“¹²

Der offene Brief an Walser war von nicht zu übertreffender Deutlichkeit: wäre „Der Tod eines Kritikers“ nur ein misslungener Roman, das wäre nicht der Rede wert, das könnte er sich schon leisten, nach all den vielgelesenen und gefeierten Werken, die er geschrieben habe. Das würde seinen Ruf kaum beeinträchtigen. Doch das Gift, das hier aus seiner Feder floss, ist nicht einfach zu einem schlechten, es ist eher zu einem üblen Buch geronnen.

Wenn sie es richtig lese, so gehe es zwar vordergründig um eine Abrechnung mit Korruption und Unterhaltungssucht im deutschen Literaturbetrieb. Aber das sei nicht alles, das wäre zu kurz gegriffen. Das übergreifende Thema seien Macht und Niederlage, es gehe um Sieger und Besiegte. Er habe nicht zum ersten Mal ein Deutschlandbuch geschrieben und der ausländische und zurückgekehrte Kritiker sei ein vom Ungeist beseelter Jude.

Als eine Jüdin, die sich beruflich mit deutscher Literatur befasse, fühle sie sich von der Darstellung eines Kritikers als jüdisches Scheusal betroffen, gekränkt, beleidigt. Die etwaige Antwort: Aber Du bist doch nicht gemeint, ich hab doch nichts gegen Juden, nur gegen diesen einen, illegitime Macht Ausübenden, der zufällig Jude ist, könne sie nicht zufriedenstellen.

¹² KLÜGER, *Unterwegs verloren* (wie Anm. 10), S.168 ff.

Sie erinnert ihn dann noch einmal an die erste Begegnung in Regensburg: „Lieber Martin, seit wir uns vor 55 Jahren kennenlernten, ist viel Wasser in den Bodensee geflossen, und nicht nur heilig-nüchternes, für Hölderlins Schwäne zum Tunken geeignetes. Damals war die große Mordwelle gerade vorbei, und Deutschland stand am Anfang der großen Gleichgültigkeitswelle. Darauf folgte die Welle des tiefenden Philosemitismus. Jetzt sieht es hierzulande nach einem Rückfall aus in das, was wir Juden in der Nazizeit ironisch-wehmütig „den guten alten Risches von 1910“ nannten, nämlich die gemäßigte Judenverachtung weiter Bevölkerungsschichten aller Klassen, mit der sich (scheinbar) leben ließ. In Deiner Friedenspreisrede hast Du über eine Moralkeule gejammert, mit der Ungenannte Dich und andere Deutsche bedrohten. Jetzt spielst Du „Sieger und Besiegte“, und dabei ist Dir selber unversehens die von Dir heraufbeschworene Keule in die Hände gerutscht, aber wo, bitte, steckt denn hier die Moral? In alter Freundschaft, Ruth.“¹⁵

Klüger war sich bewusst, dass Walser sie für undankbar halten würde. Aber es gebe zwingendere Verpflichtungen als die Dankbarkeit für persönliche Gefälligkeiten. Die Bosheiten in seinem Buch einem jüdischen Kritiker gegenüber seien ihr, einer Jüdin, ebenfalls in die Knochen gefahren. Sie fühle sich mitangegriffen, denn das Judesein sei kein Club, aus dem man austreten könne.

Konversion Walsers – echt oder gespielt?

Walser änderte seine Einstellung zum Judentum noch einmal im Kontakt mit Susanne Klingenstein. Er entdeckte das Jiddische über ihr Buch „Mendele der Buchhändler“¹⁴. Walser ließ sich davon zu seinem Buch *Shmekendike Blumen*“ inspirieren¹⁵. Darin finden sich Sätze wie diese: „Mord bleibt Mord. Wenn man Abramovitsh liest, erlebt man erst, wie Juden fühlten, träumten, beteten, wie sie waren. Dann wird es immer unbegreiflicher, dass Menschen abgerichtet werden können, so etwas zu tun ... Das Ausmaß unserer Schuld ist schwer vorstellbar. Von Sühne zu sprechen ist grotesk. Mir ist im Laufe der Jahrzehnte vom Auschwitz-Prozess bis heute immer deutlicher geworden, dass wir, die Deutschen, die Schuldner der Juden bleiben. Bedingungslos. Also absolut. Ohne das Hin und Her von Meinungen jeder Art. Wir können nichts mehr gut machen. Nur versuchen, weniger falsch zu machen.“¹⁶

Walser kommt in dem Buch auf seine frühere Kafka-Arbeit zu sprechen: „Besprechung einer Form. Versuch über Kafka“ aus dem Jahre 1961. Heute sei er einer ganz anderen Auffassung: „Ich habe Kafka versäumt. Ich habe seine Romane beschrieben wie Architekturen, die nie von Menschen bewohnt werden. Wie Kafka die ostjüdische Welt und Literatur erlebte, ahnt man, wenn man seine Rede über die jiddische Sprache liest.“¹⁷ Damit ist Walser wieder an den Anfang zurückgekehrt. Nämlich zu Franz Kafka, seinem Dissertationsthema, aber nun mit einer ganz neuen Deutung.

¹⁵ EBD., S. 176.

¹⁴ Susanne KLINGENSTEIN, *Mendele der Buchhändler. Leben und Werk des Sholem Yankev Abramovitsh. Eine Geschichte der jiddischen Literatur zwischen Berdichev und Odessa, 1835–1917*, Wiesbaden 2014.

¹⁵ Martin WALSER, *Shmekendike Blumen. Ein Denkmal für Sholem Yankev Abramovitsh*“, Reinbek bei Hamburg 2014.

¹⁶ EBD., S. 101 f.

¹⁷ EBD., S. 103.

Das Buch von Susanne Klingenstein zu Martin Walser hat mehrere Schichten. Es ist zum einen eine tiefschürfende Walser-Deutung, vor allem zu seinem Roman „Ein springender Brunnen“ und zur Novelle „Mein Jenseits“. Sie nennt „Mein Jenseits“ sein wichtigstes Werk.

Dann ist es ein Buch der Walser-Begegnungen. Klingenstein besucht Walser Jahr für Jahr am Bodensee – ihre Mutter stammt von dort – bei ihren Heimaturlaube. Sie lehrt heute in Harvard Literaturwissenschaft und lädt ihn in die USA zu Lesungen ein. Sie übersetzt dafür den Roman „Muttersohn“ ins Englische, damit Walser daraus lesen kann. Bei diesen Begegnungen kommt es, man darf es wohl so nennen, zu einer erotisch-geistigen Beziehung. Walser ist wie immer mitreißend. „Ein Gespräch mit Martin Walser ist eine körperliche Erfahrung. Nicht nur ergreift er den Zuhörer. Walsers ganz eigene Aussprache, sein ungemein plastisches, jeden Satz strukturierendes Sprechen, er selbst ergreift sein Gegenüber, packt sie oder ihn am Arm, schlägt ihr oder ihm auf die Hand oder ins Gesicht, wechselt zum Du und ins tief süddeutsche Idiom. Mit Walser sprechen ist eine Erfahrung der Unmittelbarkeit, des Mitgenommen- und Gebeutel-werdens. Dem entspricht, dass ein Gespräch mit Walser keine rationale Erörterung eines Gegenstandes ist, sondern ein Eintauchen in seinen Gedankenstrom.“¹⁸

Zu dieser Kommunikation der Nähe gehört nun auch der E-Mail-Austausch: „Jetzt wäre ich gerne in Ihrer Nähe! Diese abstrakten Nachrichten! Offenbar sind Sprachen auch Gefängnisse, aus denen man sieht. Und auf mich den Mitgefangenen wirken Sie immer wie eine kühne Überschreiterin ... Wenn Sie nur schon in Wasserburg wären ich warte auf Ihre Nachricht.“ (31. März 2011)

Das Buch von Klingenstein ist auch ein Buch der persönlichen Kränkungsbewältigung. Zwischen Walser und Klingenstein kommt es nicht nur zu häufigen Besuchen und Gegeneinladungen, sondern auch zu einem gemeinsamen Projekt der jiddischen Literatur. Sie treten gemeinsam bei Lesungen auf, auch in Überlingen, wo Walser aus persönlichen Gründen bis dato nicht mehr gelesen hatte. Bei der letzten Lesung zu diesem Projekt wird Klingenstein allerdings bewusst, dass in das Leben von Walser eine neue Frau getreten war. Am Schluss der Lesung bekommt sie von ihm einen Briefumschlag mit folgendem Inhalt: „Liebe Susanne Klingenstein, weil es sehr weihnachtet, wollen wir so friedlich sein, wie es sich gehört! Ihnen schicken wir lauter gute Wünsche! Ihr Martin und Mascha“.¹⁹ Gemeint war damit Mascha Sander-Moria. Die Reaktion von Klingenstein: „Ich war nichts gewesen. Und ich würde nie etwas sein. Ich war für ihn eine Episode. Ich stand vor Steinen aus reinem Marmor.“

Diese Erfahrung prägt nun auch den Blick von Klingenstein auf Walser. Sie erinnert sich an seine erste Lesung in den USA, die Lesung aus Muttersohn in Harvard. Anwesend waren dort Ruth Herskovits-Gutmann und ihr Ehemann. Ihre Eltern waren im KZ vergast worden. Ihre Schwester Eva trug diese Erfahrung wie eine Last und nahm sich 1973 am Todestag des Vaters ihr Leben. Ruth Herskovits sagte nach der Lesung, als sie Walser hörte: „Manchen ist mehr möglich, manchen weniger. Ihm ist eher weniger möglich.“

2015 sagte Walser schließlich eine schon geplante USA-Reise nach einer Lungentzündung ab und las stattdessen auf dem LIT-fest in München, das ich für die

¹⁸ KLINGENSTEIN, Wege mit Walser (wie Anm. 9), S. 81.

¹⁹ EBD., S. 319.

Deutsche Bischofskonferenz kuratiert habe.²⁰ Bei dieser Lesung Walsers kam es am 24. April 2015 im Literaturhaus in München zu einem Gespräch Walsers mit Kardinal Marx. Das Gespräch vor der Lesung, bei der Lesung, aber auch nach der Lesung im Erzbischöflichen Palais war entspannt. Frau Mascha Sander-Moria war ebenfalls dabei. Die Lesung aus „Muttersohn“ war eine eindruckliche Erfahrung für alle Anwesenden. Walser war in Höchstform.

Klingenstein beschreibt die Lesung dagegen so: „Am 24. April führte Walser ein Gespräch mit Kardinal Reinhard Marx über Glauben und Atheismus (es war ein Gespräch zum Roman „Muttersohn“, die Themen Glaube und Atheismus spielten natürlich auch eine Rolle, Erich Garhammer). Er wirkte erschöpft, fahrig, abwesend, während er auf seinen Auftritt wartete.“²¹

Hier ist die Enttäuschung von Klingenstein mit Händen zu greifen.

Sie interpretiert nun auch die Revision der Aussagen zu Auschwitz von Walser nur als gespielt, ein kurzes Intermezzo.²² Als am 4. Juli 2015 zwei Schweizer Journalisten zu einem Interview bei ihm erschienen und ihm gleich am Anfang die Frage stellten: „Warum lässt Sie das Thema nicht los? Plagt es den alten Mann am Lebensende?“, verlor Walser die Fassung: wenn sie wieder nur über diesen Dreck der substanzlos sei, mit ihm reden wollten, dann ... er zeigte mit dem Finger zum Ausgang. Für Klingenstein ein Beweis dafür, dass nicht nur die Nähe zu Walser beendet war, sondern auch seine neue Sicht auf seine Frankfurter Paulskirchenrede von 1998, denn er war wieder in Neues verstrickt – ein liebender Mann – immer wieder – immer von neuem und jetzt ganz heftig.

Klingenstein führt als Beweis dafür an, dass für Walser mittlerweile der Briefwechsel von Rudolf Borchardt zur neuen umwerfenden Leseerfahrung geworden war. Er bemerkte zu Klingenstein: „Im Vergleich zu Borchardt war Abramovitsh doch sehr beschränkt.“²³ Nie fühlte sie sich Walser fremder als in diesem Moment. Ihr war aufgegangen, Abramovitsh war für Walser nur eine austauschbare Leseerfahrung, während er für sie ein Lebens-Ideal darstellte. „Hier war ein Schriftsteller der vom Schreibtisch aufsaß, seine Leute in ihrem Elend wahrnahm und davon berührt wurde.“²⁴ Dort war einer, der Leseerfahrungen einfach austauschen konnte- und die dazu gehörenden Menschen.

²⁰ Vgl. dazu Erich GARHAMMER, Morgenlicht und Himmel in einer Kapsel. Freude und Hoffnung, Trauer und Angst in der Gegenwartsliteratur, in: Herderkorrespondenz 4/2015, S. 190–195.

²¹ EBD., S. 352.

²² Vgl. jetzt zu Walser und Auschwitz: Andreas MEIER (Hg.), Unser Auschwitz. Auseinandersetzung mit der deutschen Schuld, Reinbek bei Hamburg 2015.

²³ EBD., S. 279.

²⁴ EBD., S. 278.